

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Diurnale desßen, waß sich auf den Fürstl: Marggr: Bad:
Hirschbrunfftten, vmb selbige Zeit denckhwürdigēß
zuegetragen Ahngefangen den 14t. 7bris. 1668. alß eben
daß neue Haus ohnfern Ettlingen bey den ...**

[S.I.], 1668

[Zeitungsartikel]

[urn:nbn:de:bsz:31-271975](#)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. № 42

18. Oct. 1931

Stefan Kaiser / Großherzogin Stephanie beklagt ihr Schicksal
Aus ihren Aufzeichnungen übersetzt und mitgeteilt.

Über siebzig Jahre alt starb die ehemalige badische Großherzogin Stephanie 1860. Damit war ein Leben erloschen, dessen Jugend einst die Sonne des ersten französischen Kaiserreiches vergoldet hatte. Damals hatte sie, die frisch Verwaise, Napoleon als Verwandte seiner ersten Frau an Tochterstatt angenommen; aus der kleinen Stephanie Beauharnais war mit einem Male eine kaiserliche Prinzessin geworden, die in der europäischen Politik eine eigenartige Rolle spielen sollte, nachdem sie vom Kaiser als Gattin für den badischen Thronfolger Karl ausersehen worden war. Das Jahr der Heirat war 1806.

Napoleon selbst hatte offenbar Gefallen an seiner Adoptivtochter gefunden, sehr zum Leidwesen seiner eigenen Schwester, die einmal auf einem Ball die ausgelassene Prinzessin wegen ihres tollen Benehmens streng zurückschickte. Prinzessin Wildfang flüchtete zu ihrem Pflegevater Napoleon, der sie mit den Worten auf seine Knie genommen haben soll: „Seh dich nur hierher, du brauchst dich nicht zu schämen!“ Diesen Vorfall, der zwar nicht mit Sicherheit überliefert, aber für das Wesen der jungen Stephanie charakteristisch ist, hat ein zeitgenössisches Bild festgehalten.

Zwischen dieser Jugend und dem Alter Stephanies liegt ein schweres Schicksal, das diese Frau durch das viele Leid ihrer besten Jahre völlig umwandelte. Man hatte sie gezwungen, einen Mann zu heiraten, dessen schlechte Eigenenschaften gleich die erste Zeit ihrer Ehe trübten. Von den fünf Kindern, drei Töchtern und zwei Söhnen, die sie in der Zeit von 1811 bis 1817 gebaute, starben die beiden Söhne, 17 Tage, bzw. 12 Monate nach ihrer Geburt. Man weiß, daß der erste dieser beiden männlichen Nachkommen, der am 29. September 1812 geborene und bald darauf, am 16. Oktober, „verstorben“ Erbprinz — er erhielt keinen Namen — sein anderer als Kaspar Hauser gewesen sein soll. Diese Frage hat niederdringend durch den französischen Gesandten Edmond Bapst in einem Buch „A la conquête du trone de Bade“ (Paris, A. Labure, Imprimeur-Éditeur) eine Erörterung gefunden, die besonders in Baden interessieren und die niederdringend wieder in Fluss gekommene deutsche Kaspar-Hauser-Forschung wesentlich beeinflussen wird.

Besonders lehrreich in diesem Buch ist die Schilderung der Großherzogin Stephanie. Es scheint unzweifelhaft, daß sie der Meinung war, im Kaspar Hauser ihren eigenen, durch die Intrigen der Gräfin Hochberg entführten Sohn vor sich zu haben. Es dürfte nach den Ermittlungen von Edmond Bapst feststehen, daß Stephanie selbst im Oktober 1832 mit ihren beiden damals noch unverheirateten Töchtern in Ansbach war, um Kaspar Hauser auf seinem gewohnten Spaziergang im Hofgarten von weitem zu sehen. Alles spricht dafür, daß sie unter dem Namen einer „Baronin Hanau mit Familie“ — diesen Namen teilt Bapst in seinem Buch noch nicht mit — in Ansbach abgelegen war. Was sie hier sah, genügte ihr offenbar, um sie in Überzeugung zu bestärken, daß Kaspar Hauser ihr und des 8 verstorbenen Großherzogs Karl eigener Sohn war. Aber sie schwieg dazu! Wir kennen vielleicht keine unmittelbare deutliche Aeußerung von ihr, die sich auf

diese geheimnisvollen Zusammenhänge bezieht. Man weiß aber, daß sie sich Aufzeichnungen gemacht und ihre Gedanken während mehrerer Jahre niedergeschrieben hat. Das betreffende Buch über gab sie ihrer Tochter Josefine von Hohenzollern-Sigmaringen.

In badischen Herrscherkreisen bemühte man sich angeblich darum, dieses Buch zu bekommen, aber diese Bemühungen scheiterten an dem Widerstand der im Juni 1900 verstorbenen Prinzessin Josefine. Nach deren Tod ging es an ihren Sohn, den Prinzen Leopold über, der es offenbar vernichtete. Aber er hatte sich wenigstens einige Abschriften daraus gemacht, die sich im Sigmaringer Archiv befinden. Daraus wurden in einem Anhang des obengenannten neuen französischen Werkes jene Aufzeichnungen der Großherzogin Stephanie, soweit sie vorhanden sind, mitgeteilt. Sie sind besonders deshalb interessant, weil sie einen Einblick in die Seele dieser Frau geben; sie enthalten jedoch kein Wort über Kaspar Hauser.

Immerhin, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird eine Beziehung zu jener Affäre unschwer herstellen können. Wir geben eine Auswahl dieser Gedanken in eigener Übersetzung, vorbehaltlich aller Nachdrucksrechte, zum ersten Male wieder. Aus ihnen spricht eine tiefglückliche Seele, aber auch eine geistig rege, seinsempfindende Frau, die ihren Gedanken einen zarten, wehmütigen Ausdruck verleiht, aber stets zeigt, daß ihr Sentiment der tiefen Besinnlichkeit nicht entbehrt.

Aus den „Gedanken“ Stephanies
1819:

Es gibt so viele Leben, die durch das Schicksal gebrochen sind, daß auch die glücklichen Ereignisse die Erinnerung an das Vergangene nicht auslöschen, sondern nur wie ein Balsam lindern, den man auf seine unheilbare Wunde träufelt.

*

Lieber Gott, dem ich mein Leben verdanke, der mich mit so viel Kummer überhäuft hat, sicherlich zu meinem allerbesten, zeige mir den Weg, der zur Ruhe führt. Ich bin wie ein irrndes Kind; wenn eine schirmende Hand es nicht rettet, so stirbt es nicht weit von dem Ort, wo es vielleicht eine Zuflucht gefunden hätte. Lieber Gott, erbarme dich meiner.

*

Wenn das Herz sehr traurig ist, so lassen einen auch die furchtbarsten Dinge kalt.

*

Das Menschenherz gleicht einer Unglücksgrube, wobei der Grund die Oberfläche nie zur Ruhe kommen läßt.

*

Die Liebe geht über's Grab hinaus.

Bei den Unglückslichen lobt man manchmal den Mut, mit welchem sie ihre Schmerzen ertragen. Ach, sie ertragen sie gar nicht,

wunder sie schleppen sie wie eine Kette, an die ein Verbrecher angehängt ist und der sie überall hintragen muß, wo er arbeitet.

*

Nach dem Tode Napoleons
(geschrieben am 25. April 1821).

Er ist nicht mehr, der die Welt hat erzittern lassen, er, dem die Könige der Erde schmeichelten und den sie verrieten. Er ist nicht mehr! . . . Er ist gestorben auf einem Felsen, über tausend Meilen fern von den Seinen und seinem Vaterland; aber einige Freunde sind ihm wenigstens treu geblieben. Sie haben seine letzten Tage getröstet und die letzten Augenblicke verschont. Ihr, deren Opfermut als Beispiel gelten, aber selten Nachahmung finden wird, nehmt die Bewunderung eines versteckenden Herzens entgegen; und du, der du die Genies von Jahrhunderten überwirbst, der als Rieverstandener die Welt beherrschte, du starbst an Ketten; dein Leben gehört der Geschichte an und dennoch schenken deine leichten Jahre dem Bereich dunkler Ereignisse anzubrennen, bei den man nur mühsam die Wahrheit entziffern kann; aber tröste dich, dein Tod hat dich wieder auf deinem Thron gesetzt, dein Wissensschatz — oder soll ich sagen deine Fehler? — sind jetzt zurückgedrängt in die Fülle deiner groben Eigenschaften und deiner stämmigen Erfolge. Wie bei der Sonne, deren blendende Strahlen verhindern, daß man ihre Flammen sieht, wird es denen, die in den Annalen des nach dir benannten Zeitalters lesen, leichter fallen, dich zu bewundern als über dich zu urteilen.

*

Glücklich, wer sich von den geschaffenen Werken zu ihrem Schöpfer erhebt. Wenn man nur die Erde sieht, kommt sie einem unvollkommen vor; nicht einmal das Gefühl, das ihre Schönheit hervorruft, ist so unvollkommen, daß man es nur voll und ganz genieht, wenn man sie wie eine Vision von etwas Besserem betrachtet.

*

Nur reine und einfache lassen weder Rest noch Neue zurück.

*

Der Geist reicht hin, der Charakter fesselt. Das Herz gibt dem Geist das Leben. Von allen Eigenschaften ist die Milde die wünschenswerteste; sie verschönert die guten Eigenschaften und verdeckt die schlechten.

*

Der Geist prägt sich aus, das Herz drückt sich aus.

1825:

In der Einsamkeit hat die Melancholie den Reiz des Traurigen; in Gesellschaft anderer wird sie oft zur Laune. Blumen wachsen oft auf einem unfruchtbaren Boden wie das Lächeln zu-

weilen auf dem Gesicht eines Menschen strahlt, dessen Herz einer welken Blume gleicht.

*

1836 (drei Jahre nach dem Tod Kaspar Hausers):

Die einfachsten und liebereichen Wesen nichts als Trug in der Welt finden. Sie gleichen jenen zarten, von einem Sonnenstrahl getäuschten Frühlingsblumen, denen in der Frühe ein schöner Tag lächelte, und die der Frost des Abends zu spät darüber belehrte, daß es nichts nützt, seine Reichtümer auf gut Glück zu verschwenden.

*

Einzig im Grabe finde ich Ruhe. Die Liebeshoffnungen der Jugend, später die Träume des Ehrgeizes, schließlich der Drang nach Wahrheit — ist das vielleicht das Glück? Nein! . . . Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die von diesem Leben befriedigt sein können: die Mittelmäßigen und jene, die erkannnt haben, nachdem sie den Kreislauf aller Täuschungen zurücklegten, daß eine Macht uns in eine Prüfung hineinstellt, die ohne Zweifel will, daß wir uns mit all unseren Eigenschaften vor ihr beugen als Lösung der schrecklichen Frage, die nicht die menschliche Vernunft, sondern nur die christliche Demut beantwortet.

*

Das Leben, wie es ist, ist das einzige, in dem man Glück finden kann. Die Träumerien können es nur versprechen, und dennoch verwerfen wir das Leben, wie es ist, um nur in der Traumwelt zu leben.

Mannheim 1849:

Was ist das Leben! ein Sonnenuntergang, der erst einen schönen Tag verspricht, dann durch die Wolken verdüstert wird und im Finsternis endet. Der Glaube, die geheimnisvolle Leidenschaft mag und einzigt durch die Wirkung der enttäuschten Hoffnungen zu führen; er allein hilft uns hinweg über den beständigen Drang nach ungestilltem Glück, über den Antrieb zu den Dingen, die größer sind als wir und dennoch in uns leben, über den unaufhörlichen Tatzenbungen, der nie befriedigt wird, und über das Missbehagen, das auf die ewig erfollosen Bemühungen folgt. Lieber Gott, gib den Glauben der, die dich auf den Knien in Demut ansieht; sie harrt auf einen Strahl göttlichen Lichtes, wendet dich nicht ab von ihr und hab' Mitleid mit dem Unglück.

*

Das ist das Los der dichterischen Seelen: sie leben vielleicht die Beißfüße mit gräßlicher Lebendigkeit voraus, als sie empfinden werden. Weder Schmerzen noch Freuden gelangen in ihrer Frische zum Herzen dessen, der sie seit langer Zeit erwartet und darüber nachgedacht hat.

*

Die Menschen mit viel Phantasie leben doppelt. Aber das erste Leben, das des Gedankens, vernichtet ihr Handeln. Die Vorahnung der Dinge wirkt stärker als ihr tatsächliches Eintreten.

Edgar Frhr. v. Rotberg / Die Nymphenhütte bei Ettlingen

Wenn man heute durch die Wälder streift, die sich westlich von Ettlingen erstrecken, den südlichen Hardtwald also, so kann man sich in diesen fast beseenreinen modernen Wirtschaftswäldern nur unter Zwang in den Zustand zurückdenken, wie er hier zur Zeit der Markgräfchen bestand und wie er aufs anschaulichste überließert wird durch ein handschriftliches Tagebuch aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. *Hs. Rastatt 3.*

Ein Quarzband, in dunkelgrünes Leder gebunden. Der Buchdeckel von seiner Holzeinfassung umzogen. „Durruale haben wahls auf den Fürstl. Marggr. Bad. Hirschbrunnen umb selbige Zeit dendhwürdiges auegetragen. Abgefangen den 14. Septembbris 1668 als eben daß neue Haush ohnfern Ettlin. bey den Bruchhäusern gelegen, die Nymphenhütte genannt, erbauet, und daß erste mahl gebraucht worden.“ Neben die ganze erste Seite gezeichnet das Titelbild: eine ausgebreitete Hirscharte mit Haupt und Geweih, darunter in Wasserfarben leise getüncht die lösliche Zeichnung dieses niedlichen Waldschlößchens mit der Wiedergabe des barock-zeremoniellen Getriebes, mit dem diese Zeit auch dem Weidwerk feierliche Formen umzuhangen liebte. Die markgräfliche Jägeret hat zweien im Wildwagen den erlegten Hirsch gebracht, der nun in Gegenwart der Jagdgemeinschaft und des Gefolges unter Präsentieren des Hirschjäger weidgerecht vor dem hohen Jagdherrn gestreckt wird.

Ein in umständlicher Genauigkeit gezeichneter Revierplan übermittelt auf der nächsten Seite den Standort der Nymphenhütte; am östlichen Rand des „Hardtbirch“ benannten Waldteiles, 2500 Feldscheite nördlich von Bruchhausen und etwa ebensoweit südwestlich vom Sankt-Johann, also etwa am Südwest-Eck des späteren Ettlinger Exerzierplatzes; dort stand sie, und ein eigener Weg zweigte von der Ettlingen-Mörlicher Fabrikstraße zu ihr ab¹⁾.

Das Bild vermittelt uns die äußere Form dieses Pavillons. Sein inneres Aussehen erfahren wir aus der Beschreibung eines

¹⁾ Schwarz stellt sie in seiner „Geschichte des Dorfes Mörl“ irrtümlich aus „Mörlicher Eck“.

Franzosen, der, als er 1673 die Kur in Baden-Baden gebrauchte, vom Markgrafen zu einer Hirschjagd nach Ettlingen und die Nymphenhütte beigezogen wurde (Bal. Obser in Ztschr. f. d. Geschichte des Oberheims 1915, „Aus den Aufzeichnungen eines französischen Kurgastes über Baden-Baden“). Nach dieser Schilderung hatte der Bal einen Grundriss von 58 auf 40 Fuß, wich also nur unerheblich von der quadratischen Form ab. Die Mitte bildete eine achteckige, von acht Pfeilern getragene Kuppelhalle, die größtenteils mit Eichenholz ausgeschlagen war und auf ihren Seitenflächen die Bildnisse von vier Prinzen in Jagderacht, von vier Prinzessinnen, Diana mit ihren Begleiterinnen darstellend, zeigte. Die beiden an den Längsseiten einander gegenüberliegenden Eingänge führten unmittelbar in diese Halle; trat man von der Vorderfront her ein, so hatte man zur Linken die Küche, durch einen Gang vom Speisesaal des Gefolges getrennt, zur Rechten lag der Speisesaal der Fürstlichkeiten und ihrer Gäste, daneben ein mit Osen ausgestatteter Raum, in den sich die Herrschaften zurückzogen, wenn sie unter sich sein wollten. In der Mittelhalle stand auch ein Büfett, von dem aus die Getränke durch eine Wandöffnung in den Speisesaal gelangten, weiter war hier eine Damengarderobe eingebaut, dann eine Weinkammer und endlich ein Raum, der als Speisekammer diente. Ringsum waren hohe Fenster in die hölzernen Wände eingeschnitten.

Erbauer der Nymphenhütte war der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, der Großvater des Türkenlouis — geb. 1593, regierend seit 1622, gest. 1677. Das Tagebuch nennt auch den Aulach zu ihrer Errichtung. Der alte Markgraf übte in den reichbesetzten Ettlinger Revieren besonders gern das Wildwerk aus, in diesen stellenweise noch ganz wild gehaltenen Wäldern, die er, wie der Plan zeigt, sehr sachgemäß mit Kanälen und Salzlecken, Brunnern und Wildäckern ausgestattet hatte und die einen so reichen Stand an Hoch- und Schwarzwild hatten, daß einige der benachbarten Dörfer wie Mörl sich durch einen um die ganze Ortschaft laufenden Zaun gegen das Eindringen des Wildes in die Gärten schützen muhten. Wo der Ettlingen-Mörlicher Weg den Forst verließ, am

„Mörscher Eck“, hatte der Markgraf eine Jagdhütte stehen, die sowohl zur Beobachtung des besonders gern in jener Gegend stehenden Wildes, als aber auch zur Versammlung der Jagdgäste diente; wo man gelegentlich das Mittagsfrühstück einnahm oder sich bei schlechtem Wetter mit Kartenspielen die Zeit vertrieb. Bis man bemerkte, daß das Hochwild es lieb aufnahm, daß man der Abwicklung seiner intimsten familiären Belange hier vielleicht nicht immer mit der Zurückhaltung begegnete, die dieses auch heute noch darin durchaus konservativ gebliebene Wild in diesen delikaten Dingen nun einmal für sich in Anspruch nimmt, indem es Baumgäten, die hierauf nicht gebührend Rücksicht nehmen, prompte Quittung durch Verlöschen von solchen Dingen erteilt. Die Hardtwaldhirsche beschlossen daher einstimmig, an diesem ungemütlichen Mörscher Eck einfach nicht mehr zu brüsten, bis dort die so dringend erwünschte Ruhe wiederhergestellt war. Dem Jagdherrn aber blieb, wollte er anders seine Gäste und sich selbst weiter auf den Brunnihirsch zu Schuß bringen, nichts übrig, als anzurufen, für ein mehr den geselligen Pflichten als dem Jagen dienendes Jagdbauß „einen tauglich und bequemeren Ort auszusuchen“.

So wählte denn Prinz Ferdinand, sein ältester Sohn, zusammen mit dem Forst- und Jägermeister und Obervogt zu Ettlingen, Johann Joachim (unfehlbarlich) von Beldi-

dorf, jene Stelle am Hardibruch aus, am 8. Juni begann der Bau der Nymphenhütte, am 18. September war sie bereits fertig, dann besichtigte man unter großer Umständlichkeit, „ob alles mit aller zugehörde genüglich verfertigt seye“ und traf Anstalten zum Empfang des ersten hohen Jagdbeutes, des Fürst-Administrators des Hoch- und Deutschmeisteriums in Preußen, wozu sich eine große Gesellschaft von Verwandten und Freunden aus Ettlingen zum Mittagsmahl im neuen Jagdschlößchen versammelte. Die sich hieran anschließende herbstliche Hirschjagdzeit verlief unter angenehmer Kurzweil. Gäste kamen an und reisten ab, tagsüber oblag man dem Weidwerk aus Hirsch und Sau, und wenn das Tagebuch mehrmals berichtet, daß zu den abendlichen Geselligkeiten auch „alles Durlachische Frauengäste“ erschien, so könnten wohl die paar alten Eichen, die in jenem Waldteil heute noch vereinzelt stehen, von manch schönem Bild erzählen, das sie durch die hohen erleuchteten Fenster der Nymphenhütte haben glänzen sehen.

Neben den Söhnen des regierenden Markgrafen und dem damals 18jährigen Enkel Ludwig Wilhelm (nachmalss Türkenlouis) werden als Gastschulen eine ganze Reihe verwandter und befreundeter Personen erwähnt, so verschiedene aus dem Hause Fürstenberg, dann der Pfalzgraf Johann Karl bei Rhein (Zweibrücken), der Bischof von Straßburg, der Jägermeister Baron von Leubelsingen, der gleichnamige kurfürstlich bayerische Rat und Assessor des Kaiserlichen Kammergerichts, der schwedische Kammerjunker von Falckenberg. Es wird die Erlegung starker Stücke gemeldet. So im Rohrader und im Weiher je 1 Zwoßfender, an nicht näher bezeichnetem Ort 1 Zehner. Am 9. Oktober 1668 wird gar 1 Bierzehnder vom Markgrafen Leopold (2. Sohn des Regierenden) auf Strecke gebracht, mehrmals werden Sauen erlegt, und als Jägerin betätigt sich die Markgräfin Leopold (geb. Landgräfin zu Fürstenberg), die allerdings nur als in negativer Sinne tressende Schülin auftritt, wie überhaupt gar mancher Feindschaft gewissenhaft registriert wird, nicht ohne gleich den bedauernswerten Schüben — genau wie noch heute — von jeglicher Selbstschuld zu entlasten. Dem Pfalzgrafen von Bayern „verfolgte seine Büx“ ausgerechnet, als er auf einen Ungrad-Zwölfer-Fener geben wollte, der soeben schon das Glück gehabt hatte, von anderer hoher Hand vorbeigeschossen worden zu sein, und ein andermal geht die Kugel fehl, „weilen er eisertig vom Pferd herabgeprungen“. Auch der Bischof von Straßburg scheint dem markgräflichen Wildstand nicht allzu wehe getan zu haben.

Dieses Weidwerk vollzog sich, trotzdem es Bruttzeit war, meist in Form von Treiben und Drücken. Nur der alte Markgraf scheint es vorgezogen zu haben, entweder allein oder in Begleitung eines besonders auszeichnenden Gastes in stillen Fahrten durchs Revier dem Einzelstück die Kugel anzutragen. Auch

ihm passierte es im Forlenacker, daß er einen Hirsch „Knall und Fall“ aufzumenschoss, ihn aber trotzdem nicht bekam, und bald darauf einen anderen schloß, „weilen es gar weit wahre“.

Auch in diesen Revieren war das Fehlen eines Hirsches eine peinliche Angelegenheit, die dem Schülen Spott und Buße eintrug. Der Badener französische Kurgast erzählte uns, daß der Feindschaft, wenn er Prinz war, 1 Dukaten, die anderen Gäste aber 30 Heller an die Jägerei zu zahlen hatten und jeder einen dünnen Zweig so lange auf dem Hut tragen mußte, bis er einen Nachfolger im Vorbeischleichen gefunden hatte. Wer aber einen Hirsch zur Strecke brachte, der trug den ganzen Tag und noch beim abendlichen Tanz den grünen Eichenbruch. Auch die Straßen für die Wildstreiter in den markgräflichen Revieren finden sich hier verzeichnet.

Sie erhielten das erste und zweite Mal Gelddosen. Wer zum dritten

Mal erwischte wurde, dem wurde ein Gewehr auf dem Kopf in der Weise festgemacht, daß er es Tag und Nacht nicht abnehmen könnte; wer aber gewaltsam die Entfernung dieses angenehmen Kopfzuges dennoch innernahm, dem allerdings war der Henkerstrich sicher. Das sei grausam? Mit nichts! Ein humarer Straßkodex im Vergleich zu dem, der damals anderwärts üblich war: da band man den Wildbiedler fürrand auf den Rücken eines eingefangenen Hirsches u. entzück

diesen mit seinem Mazeppa wieder in den Forst. Wer so bestraft war, ging nicht mehr wildern!

An den Sonntagen wurde regelmäßig der Gottesdienst in Ettlingen besucht, mittags war man dann öfters zu Gast beim Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach in Mühlburg, wo dann meist auch der Nachmittag mit Tanz und Spiel, Musik und Scherz verbracht wurde. Oder es gab in der Nymphenhütte nach dem Mittagsimbiss eine Tafelmusik. Dabei saß einmal der Musiker auf dem Dach und empfing die anstreichenden Gäste mit einem Lied, das ursprünglich auf den Deutschmeister komponiert, dann aber auf den Bischof von Straßburg abgeändert worden sei. Über dessen Aufenthalt scheint kein freundlicher Stern gelenkt zu haben. Noch selbiges Abends empfanden Seine Fürstliche Gnaden nämlich „in beeden Büchen daß rothlauffen“, begaben sich „dergalben zeitlich zur Bett“ und befanden sich so über, daß man nach zwei Tagen den bischöflichen Leibarzt aus Straßburg und den markgräflichen aus Baden kommen ließ. Eingemahnen wiederhergestellt, wurde der Kirchenfürst dann aber auch noch beharrlich vom Jagdtun genarrt.

Schon in den ersten Oktobertagen ging in jenem Jahr die Brunnit zu Ende. Am Abend gab es in der Nymphenhütte großen Tanz mit Ballett bis in die Mitternacht, tags darauf kam mittags wieder der ganze Ettlinger Hofstaat herans, es wurde der Abschied der Gäste gefeiert und „die gesundheitlichen starkh herumbetrunknen“. Dann fuhr man in alle Winde auseinander: der alte Markgraf begab sich nach Speyer, der Pfalzgraf nach Bischofsweiler, viele Gäste fuhren nach Baden — die Nymphenhütte lag mit einem Schlag still. Wohl bis im nächsten Jahr die Hirsche wieder zu schreien begannen.

Aber da schließt leider auch schon das Diurnale ab. Auch sonst ist keine Nachricht auf uns gekommen, was aus der Nymphenhütte später geworden sein mag. Doch wenn man weiß, wie barbarisch der Franzose 1689 in Ettlingen hauste, wie seine reine Zerstörungswut die Brandfackel gerade auch in die Einzelhöfe, Mühlen, Waldbestände trug, dann wäre es ein Wunder, hätte das nette, einfame Barockwaldhäuschen diese Zeit überdauern können. Spätestens aber wird es der Vertreibung der Ettlinger Einwohner 1734 zum Opfer gefallen sein, als fast die ganze Gemarkung unter Wasser gesetzt war und der Wald neuerdings seine Stimme hergeben mußte für Blockhäuser, spanische Reiter, Pallisaden und Lagerfeuerholz. Stand die Nymphenhütte damals noch, dann war ihr angerichtetes Material zu diesen Zwecken zweckmäßig wertvoll.

Sicher ist nur das: daß keine Spur von ihr geblieben ist. Dass auch das ritterliche Weidwerk, das sie gelehrt hat, ausgelöscht ist. Und dass kein Hirsch mehr seinen Brunnenschrei durch diese Wälder trägt. —



Hans Heid / Aufruhr im Renchtal

Im Jahre 1618 machten die beiden Forstknechte im Lautenbach und Oppenau zu wiederholtem Male eine Eingabe an ihren Fürsten, den Herzog Johann Friedrich von Württemberg, er möge sie ablösen lassen, da sie ihres Lebens nicht mehr sicher seien. Doch der Herzog antwortete mit dem Befehl, den Bewohnern des Tales die Ausordnung anlässlich eines abzuhalrenden Vogt- oder Rückerichts vorzulegen, um sie wieder an ihre Pflichten und ihren Eid zu erinnern. Schweren Herzens ließen die beiden im Einvernehmen mit dem Vogt von Oppenau, Rebstock, bekannt machen, daß am kommenden Donnerstag die Bürger von Oppenau, Petersthal und Lautenbach sich vor dem Amtshaus einzufinden hätten. Der Vogt hatte den Beamten bewaffneten Schuß ausgesetzt. Es war wohl nötig, denn die Stimmung unter den Bauern war sehr gereizt.

Im „Welschen Bad“ in Petersthal herrschte in der Bauernstube lebhafter Betrieb. Dort führte Elias Goll, der Wirt, das große Wort. „Und ich sage euch“, rief er von der Schenke her nach einem runden Tisch, an dem Kopf an Kopf die Bauern vor ihrem Bierkel lagen, „an allem ist nur der Rebstock schuld! Der will sich beim Amtmann lies Kind machen und schikaniert uns, und der Oberkircher Federfischer hilft ihm dazu. Was wissen denn die Papieren vom Wald und von unsern Rechten? Was der Vater und Großvater getan, soll uns verwehrt sein? Doch nur, daß der Traxdorff das Geld einsteden kann! Der Herzog kriegt's ja doch nie! Haben wir früher vielleicht Forstknechte gehabt? Und die Masse Geld, die diese Schnüffler beziehen, bezahlt ja doch unserer!“ Die Bauern schwiegen. Jeder starrte vor sich hin, keiner sah den andern an. Der Wirt ließ seine lustigen Neuglein rasch von einem zum andern wandern. „Was meint Ihr, Küfer“, sprach er dann einen langen, hageren Gejellen an, „sollen wir uns das gefallen lassen?“ Der Angeredete rutschte auf seinem Stuhl hin und her, brummte etwas Unverständliches und sah dann seinem Nachbar voll ins Gesicht. „Wer hat Euch denn angezeigt, Hirzbür?“, fragte er, „habt Ihr's noch nicht heraus?“ „Wer sonst, als einer dieser Tageliebe selbst?“, fuhr der Angeredete auf. „Aber ich zahl' mir 100 Gulden? Keinen Buben bekommen die von mir! Wer weiß, ob das Geld in Bach?“ „Und wenn sie dich holen nach Dornstetten?“ „Mich holen? Ha — den will ich sehen, der mein Hof betritt ohne mein' Willen! In der Kammer hängt die Büch!“ Was ich damit aufs Korn nehm, ist so gut wie getroffen!“

Im Sternen in Lautenbach herrschte Totenstille. Ein Tisch voller Menschen, die schweigend vor ihren Gläsern lagen. Der Wirt sprach in der Ecke leise mit einem hochgewachsene Mann, der an der Kleidung als fürstlicher Forstknecht zu erkennen war. Der wandte sich gerade zum Gehen. Sein Gruß blieb unerwidert. Nur der Wirt ging dientstreichig mit zur Türe.

Mit einem „So“ lehnte er zurück und zog sich einen Stuhl an den Tisch. Er sahen das eisige Schweigen nicht zu bemerkern.

„Hebt sage“, hub er an, ohne sich dabei an einen Einzelnen zu wenden, „wie ist das au mit dem Rückericht?“ „Was wird sein“, murkte einer, ein untergealter, dicker Mann mit vollem rotem Gesicht, „neumodische Vorrichtungen wollen sie uns machen! Das Holzrecht wollen sie verbieten und wir sollen zahlen, was wir bis jetzt immer umsonst geholt haben!“ „Ja, wenn's das ist, da beschweren wir uns! Und wenn wir bis zum Kaiser müssen — unser Recht ist geschrieben, das ist fest! Mein Großvater selig hat's oft erzählt, wie's damals in Menschen haben bestätigt lassen! Da haben sie den großen Herren auch den Meister gezeigt! Und der Markgraf selber hat's unterschrieben!“ So und ähnlich sogen die Reden hin und her. Am meisten tat sich jener erste hervor, den sie den Fiesenlenz nannten. Nur einer blieb still, ein breitschultriger Mann mit energischem, hart geschnittenem, breitem Gesicht: Gallus Mayer, der Heimburger. Das fiel schließlich auf. „Warum schweigt ihr, Heimburger?“ wurde er gefragt. „Ihr seid doch auch getroffen? Das Holzmegeld sollen ja jetzt die Hirschhörner bekommen!“ „Was wollt ihr denn da machen?“ meinte Mayer bedächtig. „Den Alten ist das damals übel aufgestoßen. Die Herren haben die Macht. Wir können höchstens klagen und einen gegen den andern ausspielen. Der Schwab hebt uns alle an, wenn wir Gewalt anwenden. Also seid vernünftig!“ „Man meint grad, du seist auch von denen bezahlt! Wir hauen unter Holz, wie wir's branchen! Da kann kein Teufel was dran machen!“ Ein Sturm erhob sich. Schimpfend verließen die Männer das Wirtshaus. Der Heimburger blieb. „Jakob“, sagte er zum Wirt, „das gibt eine böse Sach! Der Schwab lädt nicht mit sich spazieren. Weißt noch, wo er uns alle Hund hat totschlagen lassen in Oppenau? Und was war nachher? Nix! So wird's wieder. Wer mucht, muß es büßen. Nachher will's ja doch keiner gewesen sein!“ Jakob Gelerich nickte bedächtig mit dem Kopf. Er wollte nach dem leeren Glas greifen, aber der Heimburger stand auf, holte umständlich seinen Ledersattel hervor, framte ein paar Münzen herans und verließ mit einem „Schlaß'n und, Jakob“, die Stube.

Vor dem nach dem großen Brande neu erstellten Amtshaus in Oppenau drängte sich die Menge. Der Vogt hatte durch Aufruf die Anwesenheit aller Bürger feststellen lassen. Soeben las der Schreiber, in Gegenwart der fürstlichen Forstknechte und des Vogtes die neue Forstdordnung des Herzogs vor. Immer wieder erhob sich lautes Murren aus der Menge. Es wuchs zum Toben, als der Passus kam: „So ist uns gemeldet, daß einzelne Erbauter

mit ehedem 60 Morgen Wald auf 10 Morgen herabgewirtschaftet seien. Es ist unser Wille, daß deshalb diese Forstdordnung für alle verbindlich seye!“ „Einzelne Ruhe wie: „der Hundsfänger“, „Schlägt sie tot“, und „hat uns nichts zu sagen!“ wurden aus dem allgemeinen Lärm verständlich. Der Vogt und die Forstknechte sahen sich an. Als sie Miene machten, ins Haus zu gehen, wurde der Lärm noch größer. Ein paar junge Burschen wurden von der Menge die Stufen der Freitreppe hinaufgeschoben und versuchten, den Beamten den Weg nach der Tür zu sperren. Da drehte sich der Vogt entwlossen nach der Menge um. „Ruhe“, schrie er, so laut er konnte in den Lärm. Man wurde aufmerksam, schwieg.

„Was soll der Lärm hier bei uns?“ rief er über den Platz. „Wir können doch nichts anderes tun, als was uns von oben herunter befohlen ist! Wenn ihr glaubt, daß ihr unrecht behandelt werdet . . .“ Ein neues Lärm unterbrach ihn. Die Menge glich einem erregten Meer. Fausten und Knüppel schüttelten in der Luft herum. Als wieder leidliche Ruhe eingetreten war, fuhr er fort: „Beschwert euch doch beim Herzog! Wir wollen die Schrift gern aussuchen und weitergeben! Ihr könnt dann hereinkommen und unterschreiben!“ Nach wandte er sich um, stieß die überraschten Burschen am Tor auf die Seite und verschwand mit dem Schreiber und den Forstknechten ins Haus.

Draußen ging der Lärm weiter. Man hörte, wie einer sprach, von häufigem Jurur unterbrochen. Es schien die Stimme des Wirts vom Welschen Bad zu sein. Plötzlich polterten Schritte im Haus. Der Schreiber öffnete die Tür der Amtsstube. Im Gang standen gedrängt Mann an Mann. Die Bordenkten wurden von den Nachdrängenden zur Tür hereingeschoben. Ihre Läubigkeit war in der fremden Umgebung einer gewissen Verlegenheit gewichen. Der Vogt stand hinter dem Tisch. Der Abstand gab ihm Sicherheit. „Also ihr wollt euch beschweren“, hub er an. Das dumpfe Gemurmel, das ihm antwortete, nahm er als Zustimmung. Er dictierte dem Schreiber einige Worte. Der schrieb mit der eilig gerichteten Stiefel die Beschwerde über die Forstdordnung, die den alten Herkommen, dem Landrecht und den bei der Übernahme des Amts durch Württemberg beschworenen Freiheiten widerspreche. Als er nach Fertigstellung die Strengabüchse darüber geschwungen hatte und es auf Geheis des Vogtes noch einmal vorlas, sahen sich die Bauern an. „Nun unterschreibt“, kommandierte der Vogt. Keiner rührte sich. Der Vogt schien zu wachen. „Unterschreiben!“ donnerte er. Der Schreiber drückte dem Junghütten den Stiel in die Hand. Ein verbissener Zug trat in seinem Gesicht. „Vorens Rück“, malte er unter das Dokument. Schweigend drückte er sich hinaus, vollzte die Treppe hinunter. Im Gang wurde es leichter. Die Hintenstehenden verschwanden langsam mit denen, die unterschrieben hatten. Plötzlich war alles still geworden. Man hörte nur das Kratzen der Stiele und das Poltern derer, die die Treppe hinuntergingen. „Adam Stephan“ unterschrieb der Letzte. Es war der vierzehnte. Als er auf den Platz vor dem Amtshaus kam, traß er keinen Menschen.

Acht Tage später standen die vierzehn Supplikanten vor dem Amtmann, Freiherrn von Traxdorff, in Oberkirch. Gallus Mayer, der Heimburger von Lautenbach, war ihr Fürsprecher. In seiner ruhigen, bestimmten Art bat er den Gehörigen um Herausgabe bzw. Vernichtung der Eingabe an den Fürsten. Der Amtmann schlug eine nervöse Pause auf.

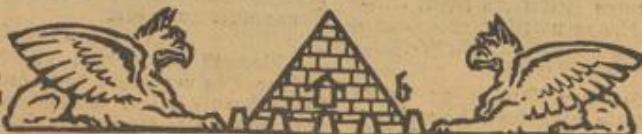
„Ausgeschlossen, mein Lieber! Wir freuen uns, endlich die Rädelsführer beizammen zu haben! Seine Durchlaucht wird sich in Dornstetten mit ihnen unterhalten! Dann werden in Zukunft diese Revolten wohl unterbleiben!“ „Um Vergeltung“, widerprost Mayer. „Das sind die Rädelsführer beileibe nicht. Sie haben sich wohlweislich von der Unterschrift abgebracht. Deshalb zweifeln die hier ja auch an der guten Sache und wollen die Klage wieder zurück haben! Man hat sie in Oppenau verführt, so daß sie im Glauben an ihr gutes Recht handelten!“ „Ist mir gleich; sollen sie Serenissimus selber vorbringen!“ Traxdorff wollte die Stube verlassen. Da schob sich der Fiesenlenz vor. Drobend stand er mit seinem wichtigen Körper vor dem kleinen, gepflegten Männchen. „Aus dem Wege, dummer Bauer“, freiste dieses. Da hob der Lenz den Arm. Hakte den erschrockenen Beamten am Noc. „Die Eingabe . . . das war alles, was er hervorbrachte. „Lah los! Meuterei! Rebellion . . .“ Unter dem harten Griff des Bauern schrie der Amtmann wie toll. Die Wache härrte herbei. „Hier, den da — abführen!“ Der aufgeregte Traxdorff zeigte auf den Lenz. Aber die summe Schar war plötzlich in Bewegung. Gallus Mayer hatte seinen Landsmann zurückgerissen. Die andern hielten ihn in ihre Mitte genommen und alle zogen sich, eine drohende Haltung gegen die Wache einnehmend, langsam nach der Tür zurück. „So behandelt man uns nicht, Herr Amtmann“, rief Mayer. „Wir werden uns an anderem Orte treffen! Kein Mensch will hier meutern! Wir lassen aber keinen von uns im Stich!“ „Ja, wohl wir halten zusammen“ schallte nochmals der Chor von der Treppe her.

Traxdorff fühlte sich verpflichtet, einen sachlichen Bericht zu machen. Wohl schrieb er, daß „die Bauern ihn mit bewehrter Hand überlossen und vergewaltigt“, auch daß sie „durch Troh und Krevel gegen ihren Eid gehandelt“ hätten, erwähnte aber die vierzehn Namen nicht. Und der Fürst bemerkte zurück, „man mög es dabei bewenden lassen“.

Schriftleiter: Karl Röhr. Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“.

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. № 42



18. Okt. 1931

Stefan Kayser / Großherzogin Stephanie beflagt ihr Schicksal

Aus ihren Aufzeichnungen überseht und mitgeteilt.

Über siebzig Jahre alt starb die ehemalige badische Großherzogin Stephanie 1860. Damit war ein Leben erloschen, dessen Jugend einst die Sonne des ersten französischen Kaiserreiches vergoldet hatte. Damals hatte sie, die fröhliche Verwaise, Napoleon als Verwandte seiner ersten Frau an Tochterstadt angenommen; aus der kleinen Stephanie Beauharnais war mit einem Male eine Kaiserliche Prinzessin geworden, die in der europäischen Politik eine eigenartige Rolle spielen sollte, nachdem sie vom Kaiser als Gattin für den badischen Thronfolger Karl ausersehen worden war. Das Jahr der Heirat war 1806.

Napoleon selbst hatte offenbar Gefallen an seiner Adoptivtochter gefunden, sehr zum Leidwesen seiner eigenen Schwestern, die einmal auf einem Ball die ausgelassene Prinzessin wegen ihres tollen Benehmens streng zurückschickten. Prinzessin Wildfang flüchtete zu ihrem Pflegevater Napoleon, der sie mit den Worten auf seine Arme genommen haben soll: „Seh dich nur hierher, du brauchst dich nicht zu schämen!“ Diesen Vorfall, der zwar nicht mit Sicherheit überliefert, aber für das Wesen der jungen Stephanie charakteristisch ist, hat ein zeitgenössisches Bild festgehalten.

Zwischen dieser Jugend und dem Alter Stephanies liegt ein schweres Schicksal, das diese Frau durch das viele Leid ihrer besten Jahre völlig umwandelte. Man hatte sie gezwungen, einen Mann zu heiraten, dessen schlechte Eigenschaften gleich die erste Zeit ihrer Ehe trübten. Von den fünf Kindern, drei Töchtern und zwei Söhnen, die sie in der Zeit von 1811 bis 1817 gebar, starben die beiden Söhne, 17 Tage, bzw. 12 Monate nach ihrer Geburt. Man weiß, daß der erste dieser beiden männlichen Nachkommen, der am 29. September 1812 geborene und bald darauf, am 16. Oktober, „verstorbene“ Erbprinz — er erhielt keinen Namen — kein anderer als Kaspar Hauser gewesen sein soll. Diese Frage hat neuerdings durch den französischen Gesandten Edmond Bapst in einem Buch „A la conquête du trone de Bade“ (Paris, A. Lahure, Imprimeur-Éditeur) eine Erörterung gefunden, die besonders in Baden interessieren und die neuerdings wieder im Flug gekommene deutsche Kaspar-Hauser-Forschung wesentlich beeinflussen wird.

Besonders lehrreich in diesem Buch ist die Schilderung der Großherzogin Stephanies. Es scheint unzweifelhaft, daß sie der Meinung war, in Kaspar Hauser ihren eigenen, durch die Intrigen der Gräfin Hochberg entführten Sohn vor sich zu haben. Es dürfte nach den Ermittlungen von Edmond Bapst feststehen, daß Stephanie selbst im Oktober 1832 mit ihren beiden damals noch unverheirateten Töchtern in Ansbach war, um Kaspar Hauser auf seinem gewohnten Spaziergang im Hofgarten von weltem zu sehen. Alles spricht dafür, daß sie unter dem Namen einer „Baronin Haynau mit Familie“ — diesen Namen teilt Bapst in seinem Buch noch nicht mit — in Ansbach abgestiegen war. Was sie hier sah, genügte ihr offenbar, um sie in der Überzeugung zu bestärken, daß Kaspar Hauser ihr und des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl eigener Sohn war. Aber sie schwieg dazu! Wir kennen schlecht hin keine unmittelbare deutliche Neußerung von ihr, die sich auf

diese geheimnisvollen Zusammenhänge bezieht. Man weiß aber, daß sie sich Aufzeichnungen gemacht und ihre Gedanken während mehrerer Jahre niedergeschrieben hat. Das betreffende Buch übergaß sie ihrer Tochter Josefine von Hohenzollern-Sigmaringen.

In badischen Herrscherkreisen bemühte man sich angeblich darum, dieses Buch zu bekommen, aber diese Bemühungen scheiterten an dem Widerstand der im Juni 1900 verstorbenen Prinzessin Josefine. Nach deren Tod ging es an ihren Sohn, den Prinzen Leopold über, der es offenbar vernichtet. Aber er hatte sich wenigstens einige Abschriften daraus gemacht, die sich im Sigmaringer Archiv befinden. Daraus wurden in einem Anhang des obengenannten neuen französischen Werkes jene Aufzeichnungen der Großherzogin Stephanie, soweit sie vorhanden sind, mitgeteilt. Sie sind besonders deshalb interessant, weil sie einen Einblick in die Seele dieser Frau geben; sie enthalten jedoch kein Wort über Kaspar Hauser.

Immerhin, wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird eine Beziehung zu jener Affäre unschwer herstellen können. Wir geben eine Auswahl dieser Gedanken in eigener Übersetzung, vorbehaltlich aller Nachdruckrechte, zum ersten Male wieder. Aus ihnen spricht eine tiefglückliche Seele, aber auch eine geistig rege, feinempfindende Frau, die ihren Gedanken einen zarten, wehmütigen Ausdruck verleiht, aber stets zeigt, daß ihr Sentiment der tiefen Besinnlichkeit nicht entbehrt.

Aus den „Gedanken“ Stephanies

1819:

Es gibt so viele Leben, die durch das Schicksal gebrochen sind, daß auch die glücklichen Ereignisse die Erinnerung an das Vergangene nicht auslöschen, sondern nur wie ein Balsam lindern, den man auf seine unheilbare Wunde träufelt.

*

Lieber Gott, dem ich mein Leben verdaue, der mich mit so viel Kummer überhäuft hat, sicherlich zu meinem allerbesten, zeige mir den Weg, der zur Ruhe führt. Ich bin wie ein irrendes Kind; wenn eine schirmende Hand es nicht rettet, so stirbt es nicht weit von dem Ort, wo es vielleicht eine Zuflucht gefunden hätte. Lieber Gott, erbarme dich meiner.

*

Wenn das Herz sehr traurig ist, so lassen einen auch die furchtbarsten Dinge kalt.

*

Das Menschenherz gleicht einer Unglücksgrube, wobei der Grund die Oberfläche nie zur Ruhe kommen läßt.

*

Die Liebe geht über's Grab hinaus.

Bei den Unglücklichen löst man manchmal den Mut, mit welchem sie ihre Schmerzen ertragen. Ach, sie ertragen sie gar nicht,

Sondern sie schleppen sie wie eine Kette, an die ein Verbrecher aufgeschlossen ist und der sie überall hintragen muß, wo er arbeitet.

*
Nach dem Tode Napoleons
(geschrieben am 25. April 1821).

Er ist nicht mehr, der die Welt hat erschüttern lassen, er, dem die Könige der Erde schmeichelten und den sie verrieten. Er ist nicht mehr! ... Er ist gestorben auf einem Helfen, über tausend Meilen fern von den Seinen und seinem Vaterland; aber einige Freunde sind ihm wenigstens treu geblieben. Sie haben seine letzten Tage getröstet und die letzten Augenblicke verachtet. Ihr, deren Opfermut als Beispiel gelten, aber selten Nachahmung finden wird, nehmt die Bewunderung eines verstandenen Herzens entgegen; und du, der du die Genies von Jahrhunderten verschwörerst, der als Niederstandener die Welt beherrschte, du starbst an Ketten; dein Leben gehört der Geschichte an und dennoch schennen deine leichten Jahre dem Bereich dunkler Ereignisse anzugehören, bei dem man nur mühsam die Wahrheit entziffern kann; aber tröste dich, dein Tod hat dich wieder auf deinen Thron gesetzt, dein Misereich — oder soll ich sagen deine Fehler? — sind jetzt zurückgedrängt in die Fülle deiner groben Eigenschaften und deiner staunenswerten Erfolge. Wie bei der Sonne, deren blendende Strahlen verbünden, daß man ihre Flecken sieht, wird es denen, die in den Annalen des nach dir benannten Zeitalters lesen, leichter fallen, dich zu bewundern als über dich zu urteilen.

*
Glücklich, wer sich von den geschaffenen Werken zu ihrem Schöpfer erhebt. Wenn man nur die Erde sieht, kommt sie einem unvollkommen vor; nicht einmal das Gefühl, daß ihre Schönheit hervorruft, ist so unvollkommen, daß man es nur voll und ganz genieht, wenn man sie wie eine Vision von etwas Besserem betrachtet.

*
Nur reine und einfache lassen weder Nest noch Nene zurück.

*
Der Geist reicht hin, der Charakter fesselt. Das Herz gibt dem Geist das Leben. Von allen Eigenschaften ist die Wilde die wünschenswerteste; sie verschönert die guten Eigenschaften und verdreht die schlechten.

*
Der Geist prägt sich aus, das Herz drückt sich aus.
1825:

In der Einsamkeit hat die Melancholie den Reiz des Traurigen; in Gesellschaft anderer wird sie oft zur Laune. Blumen wachsen oft auf einem unfruchtbaren Boden wie das Vägeln zu-

weilen auf dem Gesicht eines Menschen strahlt, dessen Herz einer welken Blume gleicht.

*

1836 (drei Jahre nach dem Tod Kaspar Hausers):

Die einfachsten und lieblichen Wesen nichts als Trug in der Welt sind. Sie gleichen jenen zarten, von einem Sonnenstrahl getäuschten Frühlingsblumen, denen in der Frühe ein schöner Tag lächelte, und die der Frost des Abends zu spät darüber belehrte, daß es nichts nützt, seine Reichtümer auf gut Glück zu verschwenden.

*

Einzig im Grabe finde ich Ruhe. Die Liebeshoffnungen der Jugend, später die Träume des Ehrgeizes, schließlich der Drang nach Weisheit — ist das vielleicht das Glück? Nein! ... Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die von diesem Leben befriedigt sein können: die Mittelmäßigen und jene, die erkannt haben, nachdem sie den Kreislauf aller Täuschungen zurückgelegt, daß eine Macht uns in eine Prüfung hineinstellt, die ohne Zweifel will, daß wir uns mit all unseren Eigenschaften vor ihr beugen als Lösung der schrecklichen Frage, die nicht die menschliche Vernunft, sondern nur die christliche Demut beantwortet.

*

Das Leben, wie es ist, ist das einzige, in dem man Glück finden kann. Die Träumereien können es nur versprechen, und dennoch verwerfen wir das Leben, wie es ist, um nur in der Traumwelt zu leben.

Mannheim 1849:

Was ist das Leben! ein Sonnenuntergang, der erst einen schönen Tag verspricht, dann durch die Wolken verdüstert wird und in Finsternis endet. Der Glaube, die geheimnisvolle Leuchte, vermag und einzig durch die Wirkung der entzückten Hoffnungen zu führen; er allein hilft uns hinweg über den beständigen Drang nach ungestilltem Glück, über den Antrieb zu den Dingen, die größer sind als wir und dennoch in uns leben, über den unaufhörlichen Tatzenhunger, der nie befriedigt wird, und über das Missbehagen, das auf die ewig erfollosen Bemühungen folgt. Lieber Gott, gib den Glauben der, die dich auf den Anten in Demut ansieht; sie harzt auf einen Strahl göttlichen Liches, wende dich nicht ab von ihr und hab' Mitleid mit dem Unglück.

*

Das ist das Los der dichterischen Seelen: sie sehen vielleicht die Bedürfnisse mit größerer Lebendigkeit voran, als sie empfunden werden. Weder Schmerzen noch Freuden gelangen in ihrer Frische zum Herzen dessen, der sie seit langer Zeit erwartet und darüber nachgedacht hat.

*

Die Menschen mit viel Phantasie leben doppelt. Aber das erste Leben, das des Gedankens, vernichtet ihr Handeln. Die Vorahnung der Dinge wirkt stärker als ihr tatsächliches Eintreten.

Edgar Frhr. v. Kotberg / Die Nymphenhütte bei Ettlingen

Wenn man heute durch die Wälder streift, die sich westlich von Ettlingen erstrecken, den südlichen Hardtwald also, so kann man sich in diesen fast befreien modernen Wirtschaftshöfen nur unter Zwang in den Zustand zurückdenken, wie er hier zur Zeit der Markgrafschaften bestand und wie er aufs anschaulichste überliebert wird durch ein handschriftliches Tagebuch aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. *Hs. Rastatt. 73*

Ein Quartband, in dunkelgrünem Leder gebunden. Der Buchdeckel von seiner Goldbeinfassung umzogen. „Durnale“ hohen wachsen auff den Fürstl. Marggr. Bad. Hirschbrunnen umb selbige Zeit denkwürdiges auegetragen. Abgefangen den 14. Septembris 1668 als eben das neue Haus ohnfern Ettlgn. bey den Bruchhäusern gelegen, die Nymphenhütte genannt, erbawet, und daß erste mahl gebrant worden.“ Neben die ganze erste Seite gezeichnet das Titelbild: eine ausgebreitete Hirschdecke mit Haupt und Geweih, darunter in Wasserfarben leise getuscht die kostliche Zeichnung dieses niedlichen Waldschlößchens mit der Wiedergabe des barock-zeremoniellen Getriebes, mit dem diese Zeit auch dem Weidwerk feierliche Formen umhängen liebte. Die markgräfliche Jägerei hat soeben im Bildwagen den erlebten Hirsch gebracht, der nun in Begegenwart der Jagdgemeinschaft und des Gefolges unter Präsentieren der Hirschänger weidgerecht vor dem hohen Jagdherrn gestreckt wird.

Ein in umständlicher Genauigkeit gezeichneter Revierplan übermittelt auf der nächsten Seite den Standort der Nymphenhütte: am östlichen Rand des „Hardtbruch“ benannten Waldstückes, 2500 Feldschritte nördlich von Bruchhausen und etwa ebenso weit südwestlich vom Sankt-Johann, also etwa am Südwest-Eck des späteren Ettlinger Exerzierplatzes; dort stand sie, und ein elauer Weg zweigte von der Ettlingen-Mörischer Fahrstraße zu ihr ab¹⁾. Das Bild vermittelt uns die äußere Form dieses Pavillons. Sein inneres Aussehen erfahren wir aus der Beschreibung eines

¹⁾ Schwarz stellt sie in seiner „Geschichte des Dorfes Mörlich“ trümlisch und „Mörlicher Ed.“.

Granaten, der, als er 1873 die Kur in Baden-Baden gebrauchte, vom Markgrafen zu einer Hirschjagd nach Ettlingen und die Nymphenhütte beigezogen wurde (Vgl. Obier in *Bischr. i. d. Geschichte des Oberhofs 1915*, „Aus den Aufzeichnungen eines französischen Kurgastes über Baden-Baden“). Nach dieser Schilderung hatte der Bau einen Grundriss von 58 auf 40 Fuß, wodurch also nur unerheblich von der quadratischen Form ab. Die Mitte bildete eine achteckige, von acht Pfeilern getragene Kuppelhalle, die großenteils mit Eichenholz ausgeschlagen war und auf ihren Seitenflächen die Bildnisse von vier Prinzen in Jägertracht, von vier Prinzessinnen, Diana mit ihren Begleiterinnen darstellend, zelate. Die beiden an den Längsseiten einander gegenüberliegenden Eingänge führten unmittelbar in diese Halle; trat man von der Vorderfront her ein, so hatte man zur Linken die Küche, durch einen Gang vom Speisezimmer des Gefolges getrennt, zur Rechten lag der Speisesaal der Fürstlichkeiten und ihrer Gäste, daneben ein mit Olsen ausgestatteter Raum, in den sich die Herrschaften zurückzogen, wenn sie unter sich sein wollten. In der Mittelhalle stand auch ein Buffet, von dem aus die Getränke durch eine Wandöffnung in den Speisesaal gelangten, weiter war hier eine Damengarderobe eingebaut, dann eine Weinkammer und endlich ein Raum, der als Speisekammer diente. Ringsum waren hohe Fenster in die hölzernen Wände eingeschnitten.

Erbauer der Nymphenhütte war der Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, der Großvater des Türkenlouis — geb. 1598, regierend seit 1622, gest. 1677. Das Tagebuch nennt auch den Anlaß zu ihrer Errichtung. Der alte Markgraf übte in den reichslebigen Ettlinger Revieren besonders gern das Weidwerk aus, in diesen stellenweise noch ganz wild gehaltenen Wäldern, die er, wie der Plan zeigt, sehr sachgemäß mit Kanzeln und Salzlecken, Brunnen und Wildäckern ausgestattet hatte und die einen so reichen Stand an Hirsch- und Schwarzwild hatten, daß einige der benachbarten Dörfer wie Mörlich sich durch einen um die ganze Ortschaft laufenden Zaun gegen das Eindringen des Wildes in die Gärten schützen mußten. Wo der Ettlingen-Mörischer Weg den Forst verließ, am

"Mörlicher Ed", hatte der Markgraf eine Jagdhütte stehen, die sowohl zur Beobachtung des besonders gern in jener Gegend stehenden Wildes, als aber auch zur Versammlung der Jagdgäste diente; wo man gelegentlich das Mittagsfrühstück einnahm oder sich bei schlechtem Wetter mit Kartenspielen die Zeit vertrieb. Bis man bemerkte, daß das Hochwild es übel aufnahm, daß man der Abwirkung seiner intimsten familiären Belange hier vielleicht nicht immer mit der Zurückhaltung begegnete, die dieses auch heute noch darin durchaus konservativ gebliebene Bild in diesen delikaten Dingen nun einmal für sich in Anspruch nimmt, indem es Baumgästen, die hierauf nicht gebührend Rücksicht nehmten, promovte. Enttäuscht durch Verschwinden von solchen Orten erließ. Die Hardwaldhirsche beschlossen daher einstimmig, an diesem ungemütlichen Mörlicher Ed einfach nicht mehr zu brüsten, bis dort die so dringend erwünschte Ruhe wiederhergestellt war. Dem Jagdherrn aber blieb, wollte er anders seine Gäste und sich selbst weiter auf den Bruns-Hirsch zu Schuß bringen, nichts übrig, als anzurufen, für ein mehr den geselligen Pflichten als dem Jagen dienendes Jagdhaus „einen tauglich und bequemen Ort auszuwählen“.

So wählte denn Prinz Ferdinand, sein ältester Sohn, zusammen mit dem Forst- und Jägermeister und Obervoigt zu Ettlingen, Johann Joachim (unzweifelhaft) von Weltz, jene Stelle am Hardibruch aus, am 3. Juni begann der Bau der Nymphenhütte, am 13. September war sie bereits fertig, dann besichtigte man unter großer Umständlichkeit, „ob alles mit aller zugesetzte genüglich verfertigt seye“ und traf Anstalten zum Empfang des ersten hohen Jagdbeschusses, des Fürst-Administrators des Hoch- und Deutschmeistertums in Preußen, wozu sich eine große Gesellschaft von Verwandten und Freunden aus Ettlingen zum Mittagsmahl im neuen Jagdschlösschen versammelte. Die sich hieran anschließende herbstliche Hirschjagdzeit verließ unter angenehmer Kurzweil. Gäste kamen an und reisten ab, tagsüber oblag man dem Weidwerk aus Hirsch und Sau, und wenn das Tagebuch mehrmals berichtet, daß zu den abendländischen Geselligkeiten auch „alles Durlachische Frauenzimmer“ erschien, so könnten wohl die paar alten Eichen, die in jenem Waldteil heute noch vereinzelt stehen, von manch schönem Bild erzählen, das sie durch die hohen erleuchteten Fenster der Nymphenhütte haben glänzen lassen.

Neben den Söhnen des regierenden Markgrafen und dem damals 18-jährigen Enkel Ludwig Wilhelm (nachmalis Türkenlouis) werden als Gastschören eine ganze Reihe verwandter und befreundeter Personen erwähnt, so verschiedene aus dem Hause Fürstenberg, dann der Pfalzgraf Johann Karl bei Rhein (Zweibrücken), der Bischof von Straßburg, der Jägermeister Baron von Leibeslingen, der gleichnamige kurfürstlich bayerische Rat und Professor des Kaiserlichen Kammergerichts, der schwedische Kammerjunker von Falkenberg. Es wird die Erlegung starker Stücke gemeldet. So im Rohrader und im Weiber je 1 Zwölfer, an nicht näher bezeichnetem Ort 1 Zehner, am 3. Oktober 1668 wird gar 1 Vierzehnender vom Markgrafen Leopold (2. Sohn des Regierenden) zur Strecke gebracht, mehrmals werden Sauen erlegt, und als Jägerin betätigt sich die Markgräfin Leopold (geb. Landgräfin zu Hessenberg), die allerdings nur als in negativem Sinne treifende Schülin austritt, wie überhaupt gar mancher Fehlschuß gewissenhaft registriert wird, nicht ohne gleich den bedauernswerten Schülen — genau wie noch heute — von jeglicher Selbstschuld zu entlasten. Dem Pfalzgrafen von Bayern „versagte seine Büx“ ausgerechnet, als er auf einen Ungrad-Zwölfer feuern geben wollte, der soeben schon das Glück gehabt hatte, von anderer hoher Hand vorbeigeschossen worden zu sein, und ein andermal geht die Kugel fehl, „weilen er eifrig vom Pferd herabgefunden“.

Auch der Bischof von Straßburg scheint dem marlgräflichen Wildstand nicht allzu wehe getan zu haben.

Dieses Weidwerk vollzog sich, trotzdem es Brunszeit war, meist in Form von Treiben und Drägen. Nur der alte Markgraf scheint es vorgezogen zu haben, entweder allein oder in Begleitung eines besonders auszuziehenden Gastes in stillen Fahrten durchs Revier dem Einzelstück die Kugel anzuzeigen. Auch

ihm passierte es im Forstnader, daß er einen Hirsch „Knall und Fall“ zusammenschoss, ihn aber trotzdem nicht bekam, und bald darauf einen anderen fehlte, „weilen es gar weit währe“.

Auch in diesen Revieren war das Fehlen eines Hirsches eine peinliche Angelegenheit, die dem Schönen Spott und Buße eintrug. Der Badener französische Kurgast erzählte uns, daß der Feuerschütze, wenn er Prinz war, 1 Dukaten, die anderen Gäste aber 10 Heller an die Jäger zu zahlen hatten und jeder einen dünnen Zweig so lange auf dem Hut tragen mußte, bis er einen Nachfolger im Vorbeischicken gefunden hätte. Wer aber einen Hirsch zur Strecke brachte, der trug den ganzen Tag und noch beim abendlichen Tanz den grünen Eichenbruch. Auch die Strafen für die Wildbrecher in den marlgräflichen Revieren finden sich hier verzeichnet.

Sie erhielten das erste und zweite Mal Geldbußen. Wer zum dritten

Mal erwischte wurde, dem wurde ein Geweih auf dem Kopfe in der Weise festgemacht, daß er es Tag und Nacht nicht abnehmen konnte; wer aber gewaltsam die Entfernung dieses angenehmen Kopfzuges dennoch unternahm, dem allerdings war der Hirschstrich sicher. Das sei grausam? Mit nichts! Ein humaner Strafodex im Vergleich zu dem, der damals anderwärts üblich war: da band man den Wilddieb furchtbar auf den Rücken eines eingangs starke Hirsches u. entließ

diesen mit seinem Mazeppa wieder in den Forst. Wer so bestraft war, ging nicht mehr wildern!

An den Sonntagen wurde regelmäßig der Gottesdienst in Ettlingen besucht, mittags war man dann öfters zu Gast beim Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach in Mühlburg, wo dann meist auch der Nachmittag mit Tanz und Spiel, Musik und Scherz verbracht wurde. Oder es gab in der Nymphenhütte nach dem Mittagsimbiss eine Taselmusik. Dabei saß einmal der Musiker auf dem Dach und empfing die ankommenden Gäste mit einem Lied, das ursprünglich auf den Teutonischen komponiert, dann aber auf den Bischof von Straßburg abgeändert worden sei. Über dessen Aufenthalt scheint kein freundlicher Stern geleuchtet zu haben. Noch selbigen Abends empfanden Seine Fürstliche Gnaden nämlich „in beiden Rücken das rothlaufen“, begaben sich „der halben zeitlich zu beir“ und befanden sich so übel, daß man noch zwei Tagen den bischöflichen Leibarzt aus Straßburg und den marlgräflichen aus Baden kommen ließ. Einigermaßen wiederhergestellt, wurde der Altenfürst dann aber noch beharrlich vom Jagdtreufel genarrt.

Schon in den ersten Oktobertagen ging in jenem Jahr die Brunn zu Ende. Am Abend gab es in der Nymphenhütte großen Tanz mit Ballett bis in die Mitternacht, tags darauf kam mittags wieder der ganze Ettlinger Hofstaat heraus, es wurde der Abschied der Gäste gefeiert und „die gesundheitlichen stark herumbetrunkten“. Dann fuhr man in alle Winde auseinander: der alte Markgraf begab sich nach Speyer, der Pfalzgraf nach Bischweiler, viele Gäste fuhren nach Baden — die Nymphenhütte lag mit einem Schlag still. Wohl bis im nächsten Jahr die Hirsche wieder zu schreien begannen.

Aber da schließen leider auch schon das Diurnale ab. Auch sonst ist keine Nachricht auf uns gekommen, was aus der Nymphenhütte später geworden sein mag. Doch wenn man weiß, wie barbarisch der Franzose 1839 in Ettlingen handte, wie seine reine Verstörungswut die Brandstiel gerade auch in die Einzelhöfe, Mühlen, Waldbestände trug, dann wäre es ein Wunder, hätte das nette, einsame Wald-Waldhäuschen diese Zeit überdauern können. Sofernens aber wird es der Verteidigung der Ettlinger Linien 1734 zum Opfer gefallen sein, als fast die ganze Gemarkung unter Wasser gesetzt war und der Wald neuerdings seine Stämme hergeben mußte für Blockhäuser, spanische Reiter, Pallisaden und Lagerfeuerholz. Stand die Nymphenhütte damals noch, dann war ihr angerichtetes Material zu diesen Zwecken doppelt wertvoll.

Sicher ist nur das: daß keine Spur von ihr geblieben ist. Das auch das ritterliche Weidwerk, das sie gesessen hat, ausgelöscht ist. Und daß kein Hirsch mehr seinen Brunschrei durch diese Wälder trägt. —



Hans Heid / Aufruhr im Renchtal

Im Jahre 1616 machten die beiden Forstnachte in Lautenbach und Oppenau zu wiederholtem Male eine Gingabe an ihren Fürsten, den Herzog Johann Friedrich von Württemberg, er möge sie absößen lassen, da sie ihres Lebens nicht mehr sicher seien. Doch der Herzog antwortete mit dem Befehl, den Bewohnern des Tales die Augordnung anlässlich eines abzuhalenden Vogts oder Auggerichts vorzulegen, um sie wieder an ihre Pflichten und ihren Eid zu erinnern. Schweren Herzens ließen die beiden im Einvernehmen mit dem Vogt von Oppenau, Nebstock, bekannt machen, daß am kommenden Donnerstag die Bürger von Oppenau, Peterstal und Lautenbach sich vor dem Amtshaus einzufinden hätten. Der Vogt hatte den Beamten bewaffneten Schutz zugesichert. Es war wohl nötig, denn die Stimmung unter den Bauern war sehr gereizt.

Im „Welschen Bad“ in Peterstal herrschte in der Bauernstube lebhafter Betrieb. Dort führte Elias Goll, der Wirt, das große Wort. „Und ich sage euch“, rief er von der Schenke her nach einem runden Tisch, an dem Kopf an Kopf die Bauern vor ihrem Viertel sahen, „an allem ist nur der Nebstock schuld! Der will sich beim Amtmann lies Kind machen und schikaniert uns, und der Oberkircher Federküchler hilft ihm dazu. Was wissen denn die Papierer vom Wald und von unsern Rechten? Was der Vater und Großvater getan, soll uns verwehrt sein? Doch nur, daß der Traxdorff das Geld einstecken kann! Der Herzog kriegt's ja doch nie! Haben wir früher vielleicht Forstnachte gehabt? Und die klane Geld, die diese Schnüffler beziehen, bezahlt ja doch unser einer!“ Die Bauern schwiegen. Jeder starrte vor sich hin, keiner sah den andern an. Der Wirt ließ keine lustigen Aenglein rasch von einem zum andern wandern. „Was meint Ihr, Küfer“, sprach er dann einen langen, hageren Gesellen an, „sollen wir uns das gefallen lassen?“ Der Angeredete rutschte auf seinem Stuhl hin und her, brummte etwas Unverständliches und sah dann seinem Nachbar voll ins Gesicht. „Wer hat Euch denn angezeigt, Hirziburg?“, fragte er, „habt Ihr's noch nicht heraus?“ „Wer sonst, als einer dieser Tagdiebe selbst“, fuhr der Angeredete auf. „Aber ich zahl' nie! 100 Gulden! Keinen Baaten bekommen die von mir! Eher werf ich das Geld in Bach!“ „Und wenn sie dich holen nach Dornstetten?“ „Mich holen? Da — den will ich sehen, der mein Hof betrifft ohne mein' Willen! In der Kammer hängt die Büch!“ „Was ich damit aufs Korn nehm', ist so gut wie getroffen!“

Im Sintern in Lautenbach herrschte Totenstille. Ein Tisch voller Menschen, die schwiegend vor ihren Gläsern sahen. Der Wirt sprach in der Ecke leise mit einem hochgewachsenen Mann, der an der Kleidung als fürstlicher Forstnacht zu erkennen war. Der wandte sich gerade zum Gehen. Sein Gruss blieb unerwidert. Nur der Wirt ging dienstfertig mit zur Tür.

Mit einem „So“ kehrte er zurück und zog sich einen Stuhl an den Tisch. Er schien das eisige Schweigen nicht zu bemerken. „Jetzt sage“, hub er an, ohne sich dabei an einen Einzelnen zu wenden, „wie ist das an mit dem Auggericht?“ „Was wird sein“, murkte einer, ein unterrechter, dicker Mann mit vollem rotem Gesicht, „neumodische Vorschriften wollen sie uns machen! Das Holzrecht wollen sie verbieten und wir sollen zahlen, was wir bis jetzt immer umsonst geholt haben!“ „Ja, wenn's das ist, da beschweren wir uns! Und wenn wir bis zum Kaiser müssen — unser Recht ist geschrieben, das ist fest! Mein Großvater soll's oft erzählt, wie sie's damals in Neuenburg haben befreit gelassen! Da haben sie den großen Herren auch den Meister gesetzt! Und der Markgraf selber hat's unterschrieben!“ So und ähnlich flogen die Reden hin und her. Am meisten tat sich jener erste hervor, den sie den Hirschenlenz nannten. Nur einer blieb still, ein breitschulteriger Mann mit energischem, hart geschnittenem, breitem Gesicht: Gallus Mayer, der Heimburger. Das fiel schließlich auf. „Warum schwelgt ihr, Heimburger?“ wurde er gefragt. „Ihr seid doch auch getroffen! Das Holzmeßgeld sollen ja jetzt die Hirzibörner bekommen!“ „Was wollt ihr denn da machen?“ meinte Mayer bedächtig. „Den Alten ist das damals übel aufgestochen. Die Herren haben die Macht. Wir können höchstens klagen und einen gegen den andern ausspielen. Der Schwab hebt uns alle auf, wenn wir Gewalt anwenden. Also seid vernünftig!“ „Man meint grad, du seist auch von denen bezahlt! Wir bauen unser Holz, wie wir's brauchen! Da kann kein Teufel was dran machen!“ Ein Sturm erhob sich. Schimpfend verließen die Männer das Wirtshaus. Der Heimburger blieb. „Jakob“, sagte er zum Wirt, „das gibt eine böse Sach! Der Schwab läßt nicht mit sich spazieren. Weißt noch, wo er uns alle Hund hat totschlagen lassen in Oppenau? Und was war nachher? Nix! So wird's wieder. Wer macht, muß es büßen. Nachher will's ja doch seiner gewesen sein!“ Jakob Gellerich nickte bedächtig mit dem Kopf. Er wollte nach dem leeren Glas greifen, aber der Heimburger stand auf, holte umständlich seinen Ledersattel hervor, kramte ein paar Münzen heraus und verließ mit einem „Schlaß'n und, Jakob“, die Stube.

Vor dem nach dem großen Brande neu erstellten Amtshaus in Oppenau drängte sich die Menge. Der Vogt hatte durch Aufruf die Anwesenheit aller Bürger feststellen lassen. Soeben las der Schreiber, in Gegenwart der fürstlichen Forstnachte und des Vogtes die neue Forstordnung des Herzogs vor. Immer wieder erhob sich lautes Murmen aus der Menge. Es wuchs zum Toben, als der Passus kam: „So ist uns gemeldet, daß einzelne Erbgüter

mit ebedem 60 Morgen Wald auf 10 Morgen herabgewirtschaft seien. Es ist unser Wille, daß deshalb diese Forstordnung für alle verbindlich seye!“ „Einzelne Ruhe wie: „der Hundesänger“, „Schlagt sie tot“, und „hat uns nichts zu sagen!“ wurden aus dem allgemeinen Lärm verständlich. Der Vogt und die Forstnachte sahen sich an. Als sie Menge machten, ins Haus zu gehen, wurde der Lärm noch größer. Ein paar junge Burischen wurden von der Menge die Stufen der Freitreppe hinaufgehoben und versuchten, den Beamten den Weg nach der Tür zu sperren. Da drehte sich der Vogt entschlossen nach der Menge um. „Ruhe“, schrie er, so laut er konnte in den Lärm. Man wurde aufmerksam, schwieg.

„Was soll der Lärm hier bei uns?“ rief er über den Platz. „Wir können doch nichts anderes tun, als was uns von oben herunter befohlen ist! Wenn ihr glaubt, daß ihr unrecht behandelt werdet . . .“ Ein neues Lärm unterbrach ihn. Die Menge glich einem erregten Meer. Fäuste und Knüppel fuchtelten in der Lust herum. Als wieder lebhafte Ruhe eingetreten war, fuhr er fort: „Beschwert euch doch beim Herzog! Wir wollen die Schrift genau aufsehen und weitergeben! Ihr könnt dann hereinkommen und unterschreiben!“ Rasch wandte er sich um, stieß die überraschten Burischen am Tor an die Seite und verschwand mit dem Schreiber und den Forstnachten ins Haus.

Draußen ging der Lärm weiter. Man hörte, wie einer sprach, von häufigem Jurnf unterbrochen. Es schien die Stimme des Wirts vom Welschen Bad zu sein. Plötzlich polterten Schritte im Haus. Der Schreiber öffnete die Tür des Amtshauses. Im Gang standen gedrängt Mann an Mann. Die Bordersten wurden von den Nachdrängenden zur Tür hereingeschoben. Ihre Nähigkeit war in der fremden Umgebung einer gewissen Verlegenheit gewichen. Der Vogt stand hinter dem Tisch. Der Abstand gab ihm Sicherheit. „Also ihr wollt euch beschweren“, hub er an. Das dumpfe Gemurmel, das ihm antwortete, nahm er als Zustimmung. Er diktierte dem Schreiber einige Worte. Der schrieb mit der elli gerichteten Kreuzfeder die Beschwerde über die Forstordnung, die den alten Gewohnheiten, dem Landrecht und den bei der Übernahme des Amts durch Württemberg beishaltenen Freiheiten widersprach. Als er nach Fertigstellung die Streusandbüchse darüber geschwungen hatte und es auf Gebiss des Vogtes noch einmal vorlas, sahen sich die Bauern an. „Nun unterschreibt“, kommandierte der Vogt. Keiner rührte sich. Der Vogt schien zu wachsen. „Unterschreiben!“ donnerte er. Der Schreiber drückte dem Junghäuptchen die Feder in die Hand. Ein verbissener Zug trat in dessen Gesicht. „Vorenz Riß“, malte er unter das Dokument. Schweigend drückte er sich hinaus, polterte die Treppe hinunter. Im Gang wurde es lichter. Die Hintenstehenden verschwanden langsam mit denen, die unterschrieben hatten. Plötzlich war alles still geworden. Man hörte nur das Kratzen der Feder und das Poltern derer, die die Treppe hinuntergingen. „Adam Stephan“ unterschrieb der Letzte. Es war der vierzehnte. Als er auf den Platz vor dem Amtshaus kam, traf er keinen Menschen.

Acht Tage später standen die vierzehn Supplikanten vor dem Amtmann, Freiherrn von Traxdorff, in Oberkirch. Gallus Mayer, der Heimburger von Lautenbach, war ihr Fürsprecher. In seiner ruhigen, bestimmten Art bat er den Bestrengungen um Herausgabe bzw. Vernichtung der Gingabe an den Fürsten. Der Amtmann schlug eine nervöse Pfeife auf.

„Ausgeschlossen, mein Lieber! Wir freuen uns, endlich die Rädelsführer zusammen zu haben! Seine Durchlaucht wird sich in Dornstetten mit ihnen unterhalten! Dann werden in Zukunft diese Revolten wohl unterbleiben!“ „Um Vergebung“, widersprach Mayer. „Das sind die Rädelsführer beliebt nicht. Sie haben sich wohlmeislich von der Unterschrift gedrückt. Deshalb zweifeln diese hier ja auch an der guten Sache und wollen die Klage wieder zurück haben! Man hat sie in Oppenau verführt, so daß sie im Glauben an ihr gutes Recht handelten!“ „Ist mir gleich; sollen sie Serenissimus selber vorbringen!“ Traxdorff wollte die Stube verlassen. Da stob sich der Hirschenlenz vor. Drobend stand er mit seinem wuchtigen Körper vor dem kleinen, geslegten Männchen. „Aus dem Wege, dummer Bauer“, freischrie dieses. Da hob der Venz den Arm. Faßte den erschrockenen Beamten am Nacken. „Die Gingabe . . . das war alles, was er hervorbrachte. „Läßt los! Meuterei! Rebellion . . .“ Unter dem harten Griff des Bauern schrie der Amtmann wie toll. Die Wache stürzte herbei. „Hier, den da — abführen!“ Der aufgeregte Traxdorff zeigte auf den Venz. Aber die stumme Schar war plötzlich in Bewegung. Gallus Mayer halle seinen Landsmann zurückgerissen. Die andern hatten ihn in ihre Mitte genommen und alle zogen sich eine drohende Haltung gegen die Wache einnehmend, langsam nach der Tür zurück. „So behandelt man uns nicht, Herr Amtmann“, rief Mayer. „Wir werden uns an anderer Orte treffen! Kein Mensch will hier meutern! Wir lassen aber keinen von uns im Stich!“ „Ja wohl, wir halten zusammen“ schallte nochmals der Chor von der Treppe her.

Traxdorff fühlte sich verwirkt, einen sachlichen Bericht zu machen. Wohl schrieb er, daß „die Bauern ihn mit bewehrter Hand überlossen und vergewaltigt“, auch daß sie „durch Troy und Grevel gegen ihren Eid gehandelt“ hätten, erwähnte aber die vierzehn Namen nicht. Und der Fürst bemerkte zurück, „man mög es dabei bewenden lassen“.

Schriftleiter: Karl Joho. Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“.

Begründer der modernen Plastik

Ausstellung der Bahnbrecher von Brancusi bis Pevsner in Zürich

Wieder einmal hat das Kunstmuseum Zürich eine Ausstellung zusammengebracht, die erstmals ein in dieser Form noch nicht erschlossenes Kapitel zeitgenössischer Kunst zusammenfaßt und darüber hinaus die Möglichkeiten gibt, alle Wertungen zu überprüfen und neue, überraschende zu finden. So ist Jean Charlot etwa, das zeigt schon der erste Ganggang, wohl doch nicht mehr als ein geschickter, gefälliger Dekorateur, und so haben die futuristisch-künstlerischen Bezugsgesetzen der vielfältigen „Pfeile“ von Raymond Duchamp-Villon wohl doch nur noch stilgeschichtliche Bedeutung. Was von dieser früheren Ausstellung bleibt, ist das Werk von sechs Künstlern: Brancusi, Arp, Gennat, Laurens, Lipchitz und Pevsner, und sie können wirklich als die Väter einer — und sogar einer sehr bedeutenden — Richtung der zeitgenössischen Plastik gelten.

Die andere, gegenständliche Richtung, die auf dem Schaffen und dem Verbit der Arbeiten Maillois gründet, fehlt hier in dieser Schau. Mit ihr steht auch die gesamte deutsche Bildhauerei, die mit Barlach, mit Lehmbruck und nicht zuletzt auch mit Gerhard Marcks einen gar nicht so unverweslichen Beitrag geleistet hat. Aber Barlach ist wohl ein Sonder- und Grenzfall; der ohne Vorbilder und Nachfolger dasteht. Lehmbruck, von den frühen und so ersten und schweren Versuchen Maillois herkommend, steht — ähnlich wie Marcks — noch zu stark im Banne jener großen Tradition, deren heutige Überwindung diese Zürcher Ausstellung aufzeigen will. Und wenn jenseits Modernen von Brancusi bis Pevsner im Zeichen der Analyse oder der Konstruktion steht, so haben auch die jüngeren deutschen Bildhauer wie Bernhard Heiliger oder Karl Hartung, die im gleichen Umkreis wie Henry Moore anzusehen sind, nicht viel mit diesem zu tun. Auch Marino Marini, der über all die Strömungen von Futurismus, Kubismus und Konstruktivismus hinweg und aus einer wirklichen Naturbegegnung heraus etwas Eigenes schuf, steht weit abseits davon, was hier als „die moderne Plastik“ bezeichnet wird.

Man muß diese Einschränkungen machen, um gerade dadurch zu verdeutlichen die Bedeutung der Ausstellung hervortreten zu lassen. Dali, Mattioli, Picasso und Zadkine hier fehlen, läßt die Beständigkeit unverzerrt erscheinen, mindet aber gewiß nicht ihren grundlegenden Wert. González, der Spanier, schuf stachelige, widerstreitige, schier ungemein barbarische Skulpturenarbeiten, die aber doch wieder in ihrer Wertschätzung des Horizontalen als plastisches Ausdrucksmitteil bahnbrechend wurden. Alí González im Jahr 1942 zum erstenmal eine großartig realistisch gebliebene Figur in Angriff nahm, ist er — ein unvollendet zurücklassend — wenige Monate später gestorben. Auch Henri Laurens lebt heute nicht mehr; schon 1925 war er vom Kubismus zu figurativen Formenarbeiten zurückgekehrt, wenn auch weiterhin abstrahierende Elemente in seinem Werk weiterhin schwangen und es gerade aus dem Widerstreit mit dem Geometrischen so spannungsvoll werden lassen. Joaquín Lipchitz, aus dem Lituanischen stammend und heute in New York ansässig, steht lange der Entwicklung von Laurens parallel, bis auch er — ähnlich wie González — mit der Frage des Raumes ringt, bis er keine Unterscheidung von Innen und Außen mehr kennt — und in seinen „Transparenzen“ mit der abenteuerlichen Dynamik des Weltall-

Wider umstritten. Aber was hat man diesen Künstlern denn eigentlich jemals für eine Möglichkeit zur Entfaltung gegeben? González hat niemals einen öffentlichen Auftrag erhalten, Brancusi nur einen einzigen in Rumänien, und Pevsner einen in Venezuela. Nur Lipchitz hat eine Reihe größere Aufträge erhalten, aber auch sie stehen jetzt in New York, in Marion (USA) oder in der nicht leicht zugänglichen Kirche von Asny. Was in Zürich gezeigt wird, ist fast ausnahmslos nicht für eine bestimmte Funktion geschaffen, es müßte im kleinen Format einer Gartenskulptur bleiben, und niemals

gen. Hohlräume, Gitter und Löcher zu plastischen Raumkompositionen miteinander verknüpft. Und Antoine Pevsner schließlich, im russischen Ort geboren, in der Kandinsky unter den Bildhauern der mathematisch-kinetische Konstruktivist, der gleichzeitig technische Modelle von Kreisen und Ellipsen in den Raum stellt. Jean Arp, der Eichsfeld, war auf der letzten venezianischen Biennale mit einem Großen Preis belohnt worden, in der Gegenüberstellung mit dem ihm verwandten Rumänen Constantin Brancusi allerdings erkannt durch dessen Schaffens als der Gipfel der zeitgenössischen plastischen Plastik hat die strenge und zugleich lebendig vibrierende Gesamtqualität der reinen Form, er steht bis zum Ursprung des Darstellenden vor, zu weder Natur geworden noch künstlerisch Ausgestaltung.

Ulrich Seemann-Eggert

Kriegstagebucher Romy Hollands

Zehn Tage mit 20 Seiten des Kriegstagebuchs 1944 bis 1945 des französischen Schriftstellers Romain Rolland wurden zu Jahresbeginn in den Léon-Bibliothek in Moskau geöffnet. Wie die sowjetische Nachrichtenagentur TASS meißt, hat Rolland dies Pakete im Jahr 1934 der Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben und bestimmt, daß sie am 1. Januar 1955 geöffnet werden sollten und in ihrem Besitz verbleiben sollen. Sie enthalten autorisierte Abschriften dieses Kriegstagebuchs insgesamt 2000 Seiten handschriftlicher mit eigenhändigen Korrekturen des Autors begonnen am 21. Juli 1944 und endend am 17. Juli 1945. Rolland hat ein Vorwort beigelegt und die TAGE mit eigenhändig verzeichnet und beschriftet. Wie TASS meißt werden die Tage einfach ins Russische übersetzt und dann Moskau herausgegeben werden.

Deutsch-ibero-amerikanische Gesellschaft gegründet

Mit dem gemeinsamen Ziel, die Beziehungen zwischen Deutschland und den lateinamerikanischen Ländern in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu verstetigen, ist in Frankfurt eine deutsch-ibero-amerikanische Gesellschaft gegründet worden. Die Gesellschaft wird erstmals am 14. Januar mit einer Vorlesung über Landesbeschaffungen und Industriewirtschaften im peruanischen Hochland an die Öffentlichkeit treten. Speziellkurse, kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen stehen auf ihrem Programm. Der Direktor der Rhein-Main-Bank, Freiherr Leonhard von Bülow, sieht der Gesellschaft als Präsident vor. Dem Ehrenpräsidenten gehören bekannte Vertreter des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens, des Konsulatkorps und der Stadt Frankfurt an.

Operngemeinschaft Duisburg-Düsseldorf

Die beiden Städte Düsseldorf und Duisburg haben die Bildung einer gemeinsamen Oper auf sich genommen. Am 1. Januar soll das Ensemble der Oberbürgermeister, der Oberstadtbaudirektor und Kulturausschuß-Vorstände und Kulturdirektor der beiden Städte vereinigte Theatergemeinschaft und auf Oper, Operette und Tanztheater und Welt neben dem Vertrag hat, den Duisburg mit dem Düsseldorfer Schauspielhaus und dem Stadttheater getroffen. Der Vertrag muß noch von den beiden Städteparlamenten gestillt werden. Er sieht in 20 Jahren eine gemeinsame Gesellschaft vor, deren finanzielle Leistung am Ende der 20 Jahre übertragen wird und in die beiden Städte eine gleichmäßige Belastung eingeht. Diese Orchestergruppe zieht für ihre Konzerttouren auch weiterhin ihre Selbständigkeit. Es ist beabsichtigt den ersten Generalintendanten vor vier Jahren zu ernennen.

Erleichterter Bücherzugang aus der Schweiz

Der Betrag von Büchern aus der Schweiz wird für die Bewohner der Bundesrepublik sonstig kaum so einfach sein, wie der Kauf von Büchern in Westdeutschland. Nach einer Meldung des Schweizer Buchhandels und dem 1. Januar neuen Preisrichtlinien für die Lieferung von Büchern aus der Schweiz nach Deutschland in Kraft getreten. Buchhändler und Privatpersonen können jetzt ohne alle höheren Formalitäten (Werthe der Rechnung, besondere Form des Zahlungsauftrags, usw.) Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Notizen, künstlerische Erzeugnisse aller Art, gewerbliche Stücke und Zeichnungen, Handzeichnungen, Patentierteilungen und Mikrofilmen zu einem Wert von 200 DM pro Brief aus der Schweiz bestellen. Die Bezahlung kann ohne besondere Genehmigung über eine Außenhandelsbank, ein Postamt oder Postscheckamt erfolgen.

Gertrud Eysoldt gestorben

Die Schauspielerin Gertrud Eysoldt ist im Alter von 84 Jahren in der Abteilung des oberhessischen Bergklinikum gestorben. Das ehemalige Schauspielerin der Theater verließ in ihr Sitz der bedeutendsten Darstellungen der Heinrich-Ara. Gertrud Eysoldt besuchte die großen Rollen am Anfang des Jahrhunderts mit schillerischer Virtus. Sie war Weihnachts erste „Lotte“ und Oscar Wilhelms erste „Salomé“, sie kurierte Liebermanns „Marke“ und Hoffmanns „Elektra“, spielte die Penthesile und die Straußmutter in Goritz „Nachtburg“. Eine zweigekrönte Intendantin war der Punkt im Sommertheater ihrer Stadt. Ihr glückte auch der Übergang in das Altertum. Sie war die Mutter in Strindbergs „Schweigendien“ und Shawes „Kral Warren“.

Gertrud Eysoldt wurde am 20. November 1878 in Pirna geboren, wo sie Vater einer Anwaltspraxis betrieb. Ihr vermählt bereitete sie sich gleich wie die vom Jahre 1953. Eine „Ulfen-Schachtel“, im Hintergrund das Stift Melk, ist das Bild des Sonderpostwertzeichens zum „Tag der Briefmarke 1954“. Diese Sondermarke im 3-Aurar-Wert mit 25 Groschen, monogr., hat eine Auflage von 40.000 Stück.

Spanisch-Marokko. Am sechsten Marken besteht die dreijährige Anti-Tuberkulose-Serie. Auch diese Serie zeigt Bilder aus der arabischen Welt. Der höchste Wert (3 + 2 Pfennig) hat eine Auflage von 400.000 Stück.

Kleine Nachrichten aus dem Kulturleben

Grafkress für Gehörlose Ukielkuth. Dem Nestor der deutschen Hygieniker und Bakteriologen, Grafkress, Professor Dr. Paul Ukielkuth, Freiburg, wurde anlässlich seines 85. Geburtstages vom Bundesminister des Geisteswissens und der Künste der Bundesrepublik verliehen. Unterzeichnet wurde die Urkunde der Universität Ukielkuth an der Professur Ukielkuth seiner wissenschaftlichen Verdienste. Ukielkuth hat seine Verdienste mit der Worte eines Elendektors:

Landschaftsarchitektur. Professor Dr. Poppen wurde an Anlaß seines 50. Geburtstages von der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg mit der Würde eines Ehrendoktors ausgezeichnet. Die Ehrendoktorwürde wurde Professor Dr. Poppen in einer schlichten Feier in seiner Wohnung in Heidelberg überreicht. Am der Feier nahmen neben dem Rektor der Universität Heidelberg u. a. Oberkirchenrat Dr. Dörfer die badische evangelische Kirchenleitung und Oberbürgermeister Dr. Nitschke teil.

Generalmusikkritiker Georg Sold (Göttingen Bühlern Frankfurt Main) wurde von der Leitung der Schlesier Festspiele eingeladen, an Stoff-Wilhelm-Kunst-Festspiele zu nehmen. Die Festspiele in diesem Jahr und im Monat Jänner 1955 zu veranstalten.

Eine kostbare phänoptische Bild aus dem Jahre 1934, die viele Jahre als verloren galt, ist nach langer Erfahrung wiederhergestellt und jetzt restauriert der Landeskirchengemeinde. Netzkampf wiederholt worden. Die 1954 ist eine der wenigen noch vorhandenen Bildergalerien.

Die Städte Kassel und Braunschweig bereiten gemeinsam das Gesamtausgabe der Werke des Komponisten Louis Spohr vor. Der Bärenstatter Verlag (Kassel, Bass) hat die Arbeiten daran bereits begonnen. Die Louis-Spohr-Gesellschaft

hilft, da noch in Privatsammlungen Zeugnisse der Schaffens-Sphäre (Handschriften, Briefe und Stimmen) vorliegen.

Bei einer Auflage von 120.000 Exemplaren hat die deutsche Kulturstiftung, Westdeutsche Monatshefte, eine neue Zeitschrift begonnen. Damit hat die 1954 gegründete Zeitschrift die höchste Auflage während ihres fast hundertjährigen Bestehens erreicht.

Hans Christian Andersen Märchen sind in 22 in der Schweiz ausgedruckten Sprachen überetzt worden, meistet die sowjetische Nachdruck-Agentur Tass einen mehr als zehn Millionen Exemplare verkauft werden.

Grönland wird sein erstes Postamt eröffnen. Die Ansage, das den Lauf und die Positionen der Gestirne veranschaulicht und bestimmte astronomische Phänomene erklären hilft, soll in London auf dem Posttag Grundstück eines kleinen zerstörten Gebäudes an der Strandpromenade aufstellen.

Norwegische, schwedische, dänische und irische Werke der Blume und der bildenden Kunst sollen während des fünften Stavanger-Kulturfestivals vom 14. April bis zum 20. Mai zum Teil erstmals in Deutschland gezeigt werden. U. a. sieht das vorläufige Programm eine Irische und eine skandinavische Kunstausstellung vor.

Fried. Ludwig Hellmuth, der Direktor der Medizinischen Universitätsklinik Freiburg, reicht Ende Februar für drei Monate nach Indien und Japan, um wissenschaftliche Vorträge zu halten.

Norwegische, schwedische, dänische und irische Werke der Blume und der bildenden Kunst sollen während des fünften Stavanger-Kulturfestivals vom 14. April bis zum 20. Mai zum Teil erstmals in Deutschland gezeigt werden. U. a. sieht das vorläufige Programm eine Irische und eine skandinavische Kunstausstellung vor.

Die Städte Kassel und Braunschweig bereiten gemeinsam das Gesamtausgabe der Werke des Komponisten Louis Spohr vor. Der Bärenstatter Verlag (Kassel, Bass) hat die Arbeiten daran bereits begonnen. Die Louis-Spohr-Gesellschaft

So gut und so gesund wie EDEN,

die sich als erste hornblasende, nahrhafte Pflanzensamen-Milchmilch-Kaushilfe selbst hat, ist noch EDEN-Geschenkt. Nur im Sortiment!

Maffee

Hervorragend bewährt bei
Darmträgheit
Stuholverstopfung
Verdauungsstörungen
Fettleibigkeit
Stoffwechselstörungen
Leber- u. Gallenleiden

Machen Sie noch heute einen Versuch mit Maffee-Drops, er wird Ihnen den drückenden Gefühl, Müdigkeit, Atemnot und Abgeschlagenheit entgegenhalten. Nutzen Sie Maffee-Drops, keine unangenehmen Nebenwirkungen. Nutzen Sie Maffee-Drops, es wird auch Sie bald entlasten. DHV-1, in allen Apotheken.

Togol-Werk München?

Junger Kaufmann

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent

mit alg. Wagen u. Parkett, nach

verschieden. Arbeitszeit: 08 u. 18 Uhr

1. Kaufm. Assistent